

(Nachdruck verboten.)

20]

Kleinbürger.

Roman von Elisabeth Skylenstjerna.

Eines Sonntags im Mai ging Dora ganz allein aus und traf zufällig Kurt Stenbjelm, den sie seit dem Theaterabend nicht wiedergesehen hatte.

Er schien erst nach einem höflichen Gruß seinen Weg fortsetzen zu wollen, da er aber den niedergeschlagenen Ausdruck in Doras eben noch so freudestrahlendem Antlitz bemerkte, blieb er stehen und fragte konventionell:

„Gehen gnädiges Fräulein ganz allein spazieren?“

„Ja, ich habe niemand, der mit mir gehen könnte.“

„Darf ich meine Begleitung anbieten?“

„Ich möchte es wohl, aber ich weiß nicht, ob es sich schickt.“

Er wich ihrem halb ängstlichen, halb bittenden Blick ein wenig aus. Jede andre der jungen Damen seines Verkehrs würde bestimmt gewußt haben, daß es sich nicht schickte, und er wußte selbst, daß es eine Veruchung war, in die er sich stürzte, eine Veruchung, die er mit redlichen Willen zu bekämpfen versucht hatte, weil er wirklich etwas von Dora hielt. Es konnte sich bei ihr niemals um eine banale Liebelei handeln, und eine ernste Leidenschaft? — ebenso unmöglich. Verdammtes Schicksal, das ihre Wege zusammenführen mußte, doch ein Mal war kein Mal.

Sie hielt inne.

„Warum bleiben Sie stehen?“

„Ja, wenn Sie schweigen, Herr Baron, und nicht auf meine Fragen antworten, so heißt das wohl so viel als, daß es unpassend ist.“

Sie hatte sich so augencheinlich über diese kleine Zerstreung gefreut, daß er ja fast ein Barmherzigkeitswert that, wenn er diesem nach Abwechslung lechzenden jungen Menschenkind ein Vergnügen bereitere. Da war sicherlich nichts zu erwägen.

Nein, warum sollte es unpassend sein? Wir können ja unsre Schritte durch den Norrtullsgatan nach dem neuen Kirchhof lenken, dann halten wir uns höchst comme il faut im Menschenstrom,“ sagte er hastig.

„Ja.“

Sie näherte sich ihm unbekümmert und ging gerade und anmutig mit sorglos zierlichen Schritten neben ihm, indem sie von allem möglichen zu plaudern begann.

Sie waren ein paar Stunden fort gewesen, zuletzt begleitetete er sie noch nach Hause.

„Gehen Sie niemals an Alttagen spazieren?“ fragte er, nachdem er hastig ihre kleine weiche, lebenswarme Hand gedrückt hatte.

„Nein für gewöhnlich nicht.“

„Möchten Sie nicht einmal nach dem Tiergarten gehen, mor . . . Mittwoch meine ich, falls es schönes Wetter ist?“

„O ja.“

„Wo wollen wir uns treffen?“

Er räusperte sich, seine Stimme war so eigentümlich heiser geworden.

„Bestimmen Sie nur, Herr Baron!“

„Bei dem großen Eingangsthor um sechs, paßt Ihnen das, gnädiges Fräulein?“

„Ja, ich werde kommen. Besten Dank für heute!“

Zwei, dreimal waren sie auf diese Weise zusammen aus, und Dora war immer voll sprudelnder Lustigkeit; sie hielt indessen diese Spaziergänge aus instinktiver Furcht, daß sie ihr verboten werden könnten, vor den Thoren geheim, doch als Günther Anfang Juni einer Einladung nach Schonen folgte, um sich dort einen Monat zu erholen, kam es wie eine Erleichterung über sie. Es war durchaus nichts Unrechtes und Gefährliches bei diesen Zusammenkünften, trotzdem hätte sie es aber nicht gern gesehen, wenn Günther sie mit dem Baron getroffen hätte.

Nach Günthers Abreise verging indes eine ganze Woche, ohne daß sie von Kurt hörte, und sie wurde nervös und gereizt wie ein verzogenes Kind, dem man sein liebstes Spielzeug wegnimmt. Eines Vormittags jedoch telephonierte er

ins Comptoir und fragte, ob sie Zeit hätte, am Nachmittag auszugehen. Dora antwortete sogleich zustimmend, und sie einigten sich über den Ort, an welchem sie sich treffen wollten.

Obgleich sie die Zeit genau abgepaßt hatte, war er schon vor ihr dort und kam ihr nun mit einem eigentümlich brennenden, konvulsivisch beherrschten Ausdruck in seinem bleichen Gesicht entgegen.

„Wir gehen wohl nach dem Tiergarten hinaus,“ sagte er in merkwürdig fremd klingendem Tone.

„Ja,“ antwortete Dora, und sie schlugen den Weg dahin ein, „warum sind Sie so unsichtbar gewesen, Herr Baron?“

„Ich habe viel zu thun gehabt. Ich will in einigen Tagen verreisen; der Sommer ist unerträglich hier in Stockholm.“

Er sprach gezwungen wie von innerer Unruhe gehebt.

„Und ich muß hierbleiben und arbeiten. Dann werde ich ganz allein sein. Diese kleinen Spaziergänge sind mein Sommervergnügen gewesen.“

„Werden Sie sie sehr entbehren?“

„Ja, ich sage ja, daß ich nachher gar kein Vergnügen mehr habe.“

„Arme Kleine! Aber wenn der Winter kommt, trösten Sie sich wohl?“

„Bis dahin ist noch lange, und außerdem war es, vielleicht mein einziger Winter. Wissen Sie, Herr Baron, daß ich es mir schrecklich gewünscht habe, ebenso verständig und genügsam wie alle meine Bekannten zu werden, aber es geht nicht. Wenn alles so düster und langweilig ist, möchte ich gegen das Schicksal antoben, doch kommt dann nur der geringste Sonnenstrahl, bin ich so dankbar, und jetzt sind Sie dieser einzige Sonnenstrahl, den ich habe.“

Ihre weiche, kindlich reine Stimme verlieh allen in ihr wogenden Gedanken einen deutlichen Ausdruck, er jedoch war in diesem Augenblick gefühllos gegen den Kampf, in dem sich ihre Seele befand; er stand wie Kerosin und peitschte die Wogen seiner aufrührerischen Sinne mit Eisentetten.

Endlich sagte er mit vor unterdrückter Leidenschaft bebender, herber Stimme:

„Wissen Sie, zu welchem Preise Sie diesen Sonnenstrahl erkaufen haben? Ich will es Ihnen sagen, wenn Sie sich einen Augenblick hier zu mir auf die Bank setzen wollen. Seien Sie unbesorgt, Sie haben nichts zu fürchten. Es läßt sich nicht ändern, zwei erwachsene Menschen haben nicht das Recht mit dem Feuer zu spielen, wenn sie nicht auch den Mut haben, in die Flammen hineinzubliden.“

Dora wandte sich von ihm ab, sie konnte seinen Blick, der sie wie der eines blutgierigen Raubtieres anglühte, nicht aushalten. Sie wurde blaß vor Schreck, und doch sah sie ein, daß sie jetzt vor etwas Unausweichbarem stand.

„Ich will gehen,“ sagte sie undenklich; die Stille und Einsamkeit rings umher schreckte sie, sie stand auf und ging einen Schritt vorwärts, doch er hielt sie auf und zog sie mit wilder Festigkeit an sich. Sie fühlte seine Kniee auf ihrem Gesicht, ihrem Hals, ihrem Haar, sein glühendheißer Atem schlug ihr entgegen, und seine feinen, aristokratisch schmalen Hände umklammerten ihren Leib in zügelloser Leidenschaft.

Sie wagte nicht einmal zu weinen. Sie vernahm nur den Laut der trunkenen Liebesworte, welche er murmelte, Worte ohne Zusammenhang und Inhalt, Worte zu der schrankenlos leidenschaftlichen Melodie gesetzt, die in seinem Innern tobte.

Endlich ließ er sie los und strich sich einmal über das andre langsam mit der Hand über die Stirn. Dann setzte er den Hut wieder auf und sagte in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete:

„Ich will Sie zur Pferdebahn begleiten.“

„Sie?“ Dora blickte erschrocken zu ihm auf. Sie hatte diesen Ausdruck als eine schreckliche, fast schimpfliche Werbung aber immerhin doch als etwas, das ihn verpflichtete, sich für gebunden anzusehen, betrachtet. Sie hatte ja längst gewußt, daß er sie liebte, und sie dachte sich dies als eine Legitimierung seiner Gefühle. Jetzt würden wohl die Worte folgen, ruhiger und überlegter, in denen er sie bitten würde, sein zu werden.

„Fräulein Lejer!“

Sie zuckte zusammen.

„Können Sie mir verzeihen?“

„Verzeihen . . .!“

„Ja, und wenn möglich vergessen. Ich habe Ihnen un- freiwillig gezeigt, welcher Sklave seiner Leidenschaften der Mensch sein kann. Wenn Sie weniger unberührt gewesen wären, hätte ich nicht dafür einstehen können, wie dies geendet hätte, so aber sind Sie wie ein spielendes Kind, das gedankenlos seine erste Warnung erhalten hat. Sie ahnen noch nichts von diesem glühenden, alles Gute verzehrenden Seelenkampf, der in uns armen Erdenwürmern toben kann; es hat Stunden gegeben, in welchen diese Ihre Unwissenheit mich fast verrückt gemacht hätte. Jetzt wissen Sie indessen, wohin mich das Zusammensein mit Ihnen treibt, und ich bitte Sie, mir aus dem Wege zu gehen, ebenso wie ich, so weit ich noch einen Funken Ehre im Leibe habe, Ihnen ausweichen werde.“

Sie wurde blutrot über das ganze tiefgesenkte Antlitz, plötzlich stand die Bedeutung der erniedrigenden Scene mit peinlicher Klarheit vor ihr, und sie fühlte sich gedrückt durch eine Scham, die ihr allen Mut raubte.

„Fräulein Dora, liebe kleine Dora,“ sagte er zärtlich, aber ruhig, „wenn ich etwas andres als ein gefallener Mann gewesen wäre, hätten Sie nicht über meine Liebe erröten brauchen. Dann würde sie vielleicht einen reineren und besseren Charakter angenommen haben. Mein Leben ist verfehlt; mit Ueberlegung würde ich Sie nie zu meiner Unglücks- gefährtin gemacht haben, doch Ihre Jugendfrische übte eine Zauberkraft auf mich, die Sie nicht zu ahnen vermögen.“

Sie ging still mit gesenktem Kopfe und raschen, unruhig schwankenden Schritten. Bei der Pferdebahn angelangt, sagte sie eine kurze „Adieu“ und eilte in den Wagen, wo sie sich in eine Ecke drückte und mit den hervorquellenden Thränen kämpfte.

Als sie in die Stadt kam, war die Uhr nicht weit von acht, doch sie scheute sich, nach Hause zu gehen und sich der Mutter zu zeigen, so lange es noch hell war. Wenn sie nur jemand gehabt hätte, dem sie sich hätte anvertrauen können, würde es sich leichter haben tragen lassen; sie dachte wieder an Margit. Die würde sie verstanden haben, doch nicht einmal der Schmerz mit all seiner Kraft vermag die Geister der Toten herbeizurufen.

Ob sie zu Marie Luise hinaufgehen sollte, doch diese hatte wohl kaum Zeit für sie. Seit drei Monaten war da ein kleiner roter, unförmlicher Schreihals im Hause, und Mutter Marie Luise hatte im allgemeinen weder Augen noch Ohren für etwas andres als ihren kleinen Georg.

Dora wanderte ziellos durch die Straßen, erst gegen zehn Uhr kam sie müde und verstört nach Hause, hörte gleichgültig die Vorwürfe der Mutter darüber an, daß sie so spät käme, und ging sofort, ohne einen Bissen zu essen, zu Bett.

XII.

„Nils, Du mußt einmal herkommen und Dir den Jungen ansehen,“ rief Marie Luise aus dem Schlafzimmer, wo sie eben damit beschäftigt war, den jungen Herrn mit einem großen, weichen Schwamm zu baden. Es war schon ein ganzer Kerl, dieses kleine zappelnde Dingelchen mit den fest geschlossenen Händen, das da in der Badewanne lag und die Frau Mama seine Abendtoilette besorgen ließ.

„Nils, kommst Du nicht?“

„Aber, liebes Kind,“ antwortete er etwas ungeduldig vom Wohnzimmer her, wo er saß und schrieb, „ich habe keine Zeit, jeden Abend von meiner Arbeit wegzulaufen, um mir den Jungen anzusehen. Ich habe es nun drei Monate hindurch gethan. Bring' ihn jetzt nur schnell ins Bett, damit wir noch ein Stündchen für uns haben.“

„Gast Du denn dazu Zeit? So, Georg, kleiner Engel, das war prächtig, mit Händen und Füßen zugleich ins Wasser geklatscht!“

Nils stieß mit lautem Krach den Stuhl gegen den Tischfuß und murmelte:

„Den ganzen Tag dies unerträgliche Getändel. Es ist unmöglich, dabei einen vernünftigen Gedanken zu fassen.“

Marie Luise verstummte, und ein ernsther Zug breitete sich über ihr sanftes Gesicht. Armer Nils, jetzt war sicher wieder ein kleines Extra-Einkommen an ihm vorbei gegangen oder er hatte von diesem oder jenem Kameraden gehört, der Glück im Leben gehabt hatte. Sie trocknete behutsam den kleinen Georg ab und schmalzte ihm etwas vor, bis sie ein Lächeln in seinem ziemlich undistinguirten Vollmondsge- sicht zu entdecken glaubte, aber ach, das Lächeln war eine Vision — oder eine Spießfindigkeit, die seine leichtgläubige Mutter hinter das Licht führen sollte, denn plötzlich setzte er mit einem mari-

erschütternden Geschrei ein, das freilich davon zeugte, daß seine Lungen in bester Ordnung waren, abgesehen davon aber wenig Ansprechendes hatte. Marie Luise nahm ihren musikalischen Sohn auf den Arm, schloß schleunigst die Thür nach dem Wohnzimmer und rief das kleine Kindermädchen aus der Küche herbei.

„Nach' Georgs Wagen zurecht, Emma,“ sagte sie, „nachher kannst Du Feuer im Herd anmachen und Wasser aufsetzen.“

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Curt Grotte w i t z.

Auch im Pflanzenreiche stehen ebenso wie im Tierreiche gerade die großen Abteilungen schroff und unvermittelt einander gegenüber, ohne Uebergänge zu bilden. Die Gewächse, die mit einem Keimblatt aus der Erde hervorsprossen, die Monokotylen, lassen keinen Uebergang erkennen zu den Dicotylen, die zwei oder mehr Keimblätter besitzen. Ebenso giebt es keine Beziehung zwischen den noch größeren Gruppen der Gymnospermen, deren Samen sich frei auf dem Fruchtblatt entwickelt, und den Angiospermen, die ihren Samen in einem fest schließenden Fruchtknoten ausbilden. So giebt es ferner keine Uebergänge zwischen Thallophyten (Pilzen, Algen) und Archegoniaten (Rooßen und Gefäßkryptogamen). Nur zwischen den allergrößten Abteilungen, deren Gegensätzlichkeit man schon seit langer Zeit erkannt hat, zwischen den Kryptogamen und den Phanerogamen, lassen sich immer mehr Verbindungsbrücken schlagen. Es hat sich nämlich gezeigt, daß zwischen den obersten Gefäßkryptogamen, den Farne, einerseits und den niedersten Gymnospermen, den sogenannten Chladeen, andererseits ein offenes Verwandtschaftsverhältnis besteht. Vorweltliche Farne nämlich verraten in der Bildung ihrer Gefäßbündel und in dem Bau ihrer Wurzel eine große Ähnlichkeit mit den heutigen Chladeen, die übrigens, nebenbei bemerkt, in ihrer äußeren Form an die Palmen erinnern. Von diesen vorweltlichen Farne kannte man bisher indes die Fruchtbildung noch nicht. Nun machen uns jetzt die beiden englischen Forscher J. W. Oliver und D. H. Scott mit fossilen Samentörnern bekannt, die aller Wahrscheinlichkeit nach zu einem vorweltlichen Farn gehören. Gewisse auffällige Eigentümlichkeiten an den Samen finden sich nämlich an den Blättern eines solchen Farns wieder. Es ist nun eine höchst bedeutende Erscheinung, daß ein Farn bereits richtige Samen entwickelt hat. Dadurch nähern sich natürlich die Farne und Chladeen, Kryptogamen und Phanerogamen wieder um ein bedeutendes Stück. Allerdings zeigt auch eine zu den Bärlappgewächsen, also auch zu Gefäßkryptogamen, gehörige Pflanze in ihren Sporengesäßen samenartige Ausbildung. Allein von Bärlappgewächsen können die Gymnospermen nicht abstammen, höchstens ist diese Thatsache insofern von Belang, als sie zeigt, daß die Ausbildung von Samen überhaupt in der Entwicklungsrichtung der Gefäßkryptogamen lag. Nun stellt sich aber in der samenbildenden Form eine direkte Brücke zwischen Kryptogamen und Phanerogamen her, eine Vermittelung, die auf natürlicher Verwandtschaft beruht.

Die Farne vermehren sich sonst durch Sporen und durch gewisse Geschlechtsprodukte, die Archegonien heißen. Aus einer Spore entsteht ein kleines unansehnliches Pflanzengebilde, das Protogallium, das männliche und weibliche Organe, Antheridien und Archegonien trägt. Aus der Spore geht demnach eine geschlechtliche Generation hervor, während aus dem befruchteten Archegonium dann die ungeschlechtliche Generation, die eigentliche Farnpflanze, entsteht, die ihrerseits Sporen entwickelt. Der Samen der Phanerogamen ist nun eine Weiterbildung des Archegoniums, er faßt nämlich sowohl die Eizelle wie die daraus hervorgehende ungeschlechtliche Generation in sich. Die Zellteilungen und sonstigen Vorgänge in der Samenanlage erinnern nämlich an die Bildung einer zweiten Generation, wie sie bei den Gefäßkryptogamen deutlich zu beobachten ist. Im Samen dagegen ist der Generationswechsel mehr verdeckt, die Fortpflanzungsstörper sind einfacher geworden. Und sie konnten es werden, weil das Zusammenkommen der männlichen und weiblichen Elemente durch Anpassungen an die Tragkraft des Bindes und das Verschleppen durch Insekten viel gesicherter ist als bei den Kryptogamen. Bei letzteren sind die Samenzellen beweglich, sie benutzen das Wasser oder die Feuchtigkeit, um sich zu den Eizellen hinzuschlängeln. Allein vor etlichen Jahren sind auch bei den Gymnospermen bewegliche Samenzellen (Spermatozoiden) entdeckt worden, eine Entdeckung, die nun in der Auffindung eines samentragenden Farnes ihr Gegenstück gefunden und die Verbindung zwischen Kryptogamen und Phanerogamen noch enger gemacht hat.

Sind diese beiden großen Gruppen des Pflanzenreiches durch Uebergänge miteinander verbunden, so folgt daraus noch nicht, daß auch andre Abteilungen im letzten Grunde von einander abstammen oder auf gemeinsame Ahnenformen zurückgehen. Schon viel früher hat Reinte in der Algenfamilie der Caulerpaceen eine Pflanzen- gruppe gekennzeichnet, die nach seiner Ansicht einen total selbständigen Bau- typus aufweist und darum vielleicht von Urbeginn an einen eignen durch kein Verwandtschaftsverhältnis mit andern Gewächsen verbundenen Pflanzenstamm repräsentiert. Eine solche Alae, Brvopsis

muscosa, hat jüngst F. Koll („Biologisches Centralblatt“ 1903) auf ihre lebendige Substanz, ihr Zellplasma, hin untersucht und er ist dabei zu sehr wichtigen Resultaten gelangt. Man hat bei allen Pflanzen zwischen zwei verschiedenen Sorten von Zellplasma unterschieden, zwischen Körperplasma (somatischem Plasma), das die vegetativen Teile des Pflanzenkörpers bildet, und Keimplasma, das die Vererbungs-substanz darstellt, die bei der Vermehrung immer wieder von den Eltern auf die Kinder übergeht und somit unsterblich ist. So erblickt man zum Beispiel im Kern der Eizelle die Vererbungs-substanz, während das flüssige Plasma das Körperplasma darstellt. Indem sich der Kern teilt, und dadurch zwei Zellen entstehen, kommt ein Teil des Kerns, der Vererbungs-substanz, in jede Zelle, die außerdem ihr durch den einfließenden Nahrungssaft sich immer vergrößerndes Körperplasma besitzt. Die Zellteilung geht weiter, in ihr besteht das Wachstum, immer geht auch durch die Kernteilung ein Stück Keimplasma in jede Zelle über. Außerdem werden an bestimmten Stellen Geschlechtszellen abgesetzt, die besonders stark mit Vererbungs-substanz erfüllt sind. Aus ihnen geht dann die Nachkommen-schaft hervor, in der das Keimplasma der Vorfahren ebenso wieder von Zelle zu Zelle übergeht. So steht schließlich das Keimplasma aller Individuen, Arten, Gattungen usw., wenn sie miteinander ver-wandt sind, in einem ununterbrochenen Zusammenhang, es ist alles dieselbe Erbsubstanz.

Gegen diese allgemeine Anschauung sprechen nun die Beobach-tungen, die Koll an der Alge *Volvox* gemacht hat. Diese Pflanze besteht aus einer einzigen Zelle, die aber höchst merkwürdigerweise so differenziert ist, daß man sie für eine vollkommene Pflanze mit Wurzeln, Stengeln und Fiederblättern halten möchte. Das Keimplasma — um es auch hier so zu nennen — befindet sich in reicher Ansammlung an der Spitze der Alge. Es ist von weißer Farbe und enthält sehr viel Kerne, aber kein Chlorophyll. Auch in den Spitzen der noch wachsenden Fiedern und der Wurzeln ist Keimplasma, wenn auch in viel geringerer Masse ausgehäuft. Gerade diese Tatsache hatte früher die Anschauung gestützt, daß das Keimplasma von dem übrigen Plasma streng gesondert sei, daß es vor allem die Auf-gabe habe, das Wachstum in die ererbte Form zu leiten. Es war also natürlich, daß sich diese Vererbungs-substanz gerade an den Wachs-tumsstellen der Zelle anhäufe. Allein nun hat Koll durch sehr exakt geführte Untersuchungen festgestellt, daß das Keimplasma an den Spitzen sich gar nicht so streng isoliert und stetig verhält, sondern daß es an den allgemeinen Wanderungen des Plasmas im Algentkörper teilnimmt. Es finden dabei nicht nur Verschiebungen innerhalb des Keimplasmas selbst statt, sondern es mischen sich Teile von ihm in das Körperplasma, das wasserhell und durchsichtig ist und außer kleinen Kernen viele große Chlorophyllkörner enthält, und nähert sich der Spitze, dabei wird sie dichter und körniger. Allein die Chloro-phyllkörper verdichten sich nicht, sie bleiben wasserreich und darum leichter. Und wegen ihrer Leichtigkeit werden sie von der dichten Masse ausgestoßen. So wird denn das Körperplasma, wenn es an die Spitze des Algentammes gelangt, kernhaltiger oder chlorophyllfrei. Wegen seiner dichteren Konsistenz ist es nun stärker lichtbrechend, erscheint also nicht mehr wasserhell, sondern milchig-weiß. So läßt sich denn das Keimplasma in Wirklichkeit nicht von dem Körperplasma trennen, eines fließt in das andre über. Da bei dem Spitzenwachstum sehr viel Plasma verbraucht wird, so wandert mehr Körperplasma zum Keimplasma als umgekehrt. Wegen seiner Unbeständigkeit kann aber das letztere nicht gestaltbildend auf das Wachstum wirken, es kann keine Vererbungs-masse sein, die über viele Generationen hindurch in steter Kontinuität, in ewiger innerer Unveränderlichkeit die Ahnenformen immer wieder auftreten läßt. Vielmehr meint Koll, daß der Hautschicht, die immer unveränderlich bleibt, die Hauptrolle bei der Formgebung des Wachstums zufällt. Der Forscher hatte die Bedeutung der Hautschicht der Zelle für die Wahrnehmung von Reizen und für bestimmte Formbildung hervor-gehoben. Unter der Führung der Hautschicht kann sich daher nach seiner Meinung nur das Keimplasma an der gestalt-bildenden Tätigkeit beim Spitzenwachstum beteiligen. Keim-plasma und Körperplasma sind aber nicht zwei verschiedene Plasma-Arten, die von einander unabhängig sind, vielmehr stellen sie nur zwei verschiedene Zustände des Zellen-bildungsstoffes dar. Ein solcher Zustand kann in den andern über-gehen. Das Körperplasma produziert hauptsächlich Nährstoffe, es schafft das Material herbei für den Lebensprozeß, ohne selbst Nahrung zu verbrauchen. Dagegen konsumiert das Keimplasma vorwiegend. Es nimmt immerzu neues Körperplasma in sich auf. Es stellt das eigentliche Vermehrungsstadium der plasmatischen Substanz dar, aus ihm bildet sich immer neues Plasma, das beim Wachstum für die Neubildungen gebraucht wird. Das Keimplasma befindet sich also an den Wachstumsstellen, weil es gewissermaßen die Bausteine für den wachsenden Pflanzenbau zu liefern hat. Es ist wie ein ständig unterhaltenes Feuer, dem durch das Körperplasma das Brennmaterial geliefert wird, das aber seinerseits durch seine Wärme eine mechanische Kraft leistet. Die Form, in der die Kraft dann zur Verwendung kommt, wird freilich nicht durch das Keim-plasma selbst bestimmt, sondern nach Kolls Ansicht eben durch die Hautschicht. So will Koll auch nicht die für die Formvererbung thätige Rolle der Zellkerne gelten lassen. Denn auch diese letzteren wandern mit dem Plasma hin und her. Koll will nun aber seine an dieser Algengruppe gemachten Beobachtungen nicht verallgemeinern. Bei andern Pflanzen kann der Kern wirklich eine Vererbungs-masse

enthalten und die Form des Organismus bestimmen. Es folgt aber aus Kolls Untersuchungen, daß überhaupt in der organischen Natur, nicht einmal in der Pflanzenwelt ein einheitliches Bildungsprinzip herrscht. Es braucht daher durchaus nicht einen einheitlichen Stammbaum für alle Pflanzen zu geben. Wohl können große Pflanzengruppen, deren verwandtschaftliche Verhältnisse zu einander wir noch nicht kennen, noch als stammesverwandt erlautet werden — das zeigt die Entdeckung des famentragenden Farns — andererseits dürfte es aber — darin besteht die Bedeutung der Koll'schen Unter-suchungen — Pflanzen geben, die von Anfang an ihren selbständigen Entwicklungsweg gegangen sind. —

Kleines feuilleton.

7. Musterchrist Bismard als Duellant. Unsern Junkern ist ihr Heros Bismard wie in allen möglichen Dingen so auch in dem patentierten Christentum Muster, womit der Blut- und Eisenmann so gerne renommierete. In der That war dies Christentum so famos auf jüngerliche Interessen und Vorurteile zugeschnitten, daß sich nicht leicht etwas Zweckmäßigeres für den adligen Hausgebrauch denken läßt. Unser christliche Mitterschaft findet bekanntlich das Bekenntnis zur Religion der Liebe mit der Aussetzung von Ehrenhändeln auf dem Wege des Duells verträglich. Dies war ganz Bismards Fall. Bekanntlich hat er noch in der Konfliktzeit versucht, den Zweikampf zur Belebung parlamentarischer Meinungsverschiedenheiten zu verwerten, indem er Birkow forderte. Und in der Reaktionszeit hat er ein politisches Duell ausgefochten, wozu ihn der von ihm beleidigte Abgeordnete v. Vinde herausgefordert hatte. Dies Bistolenduell Bismards mit Vinde (25. März 1852) ist dadurch interessant, daß urkundliches Material über den Vorgang gedruckt worden ist, welches einen tiefen Einblick in die Seele so eines christlichen Duellanten gestattet. Die kürzlich gedruckten Tagebücher des frommen Reaktionsärs Ludwig v. Gerlach zeigen das Bismard'sche Musterchristentum bei dieser Gelegenheit im strahlendsten Lichte. Danach stärkte sich Bismard zu dem Mordversuch durch eifriges Beten und durch das Abendmahl, das ihm der Prediger Büchsel am 25. März extra reichte. Herr v. Gerlach findet dagegen nichts einzutenden und teilt ganz un-befangen mit, daß er Bismard als dem konservativen „Gideon“ den salbungsvollen Segen auf den Weg gegeben hat: „Gott sei mit Ihnen!“ Vor dem Kugelwechsel sprach Bismard ein kurzes stilles Gebet, was nach Gerlach auf Vinde Eindruck gemacht haben soll. Die Schüsse gingen aber beide fehl. Gerlach äußert darum den Verdacht, daß sie absichtlich vorbeigeschossen haben könnten. Dieser Argwohn ist, soweit wenigstens der Musterchrist Bismard in Betracht kommt, vollständig unbegründet. Unter Bismards Briefen an seine Gattin befindet sich auch einer, der direkt nach dem Duell vom 25. März geschrieben ist. Da heißt es: „Ich kann nicht leugnen, als ich durch den Dampf sah und mein Gegner aufrecht stehen blieb, hinderte mich eine Empfin-dung des Nichtbehagens, in den allgemeinen Jubel einzustimmen, die Ermäßigung der Forderung war mir verdrießlich, und ich hätte gern das Gebet fortgesetzt.“ Man sieht, Bismard macht seiner Frau gegen-über insofern aus seinem Herzen keine Mördergrube, als er ihr anstandslos offenbart, daß Mordgedanken darin waren. Es ist ein liebliches Bild — dieser christliche Ritter, der durch Gebet und Abend-mahl gekräftigt zum Zweikampf schreitet und rasch noch ein Stoß-gebet spricht, ehe er seinen Gegner niederzuknallen versucht. Bis-mard hat später einmal am 2. Juli 1859 an seine Gattin geschrieben: „Es ist ja nichts auf dieser Erde als Heuchelei und Gaulespiel.“ Das gilt offenbar auch von diesem konservativen Christentum. —

10. Nebelstudien. Wir befinden uns jetzt in der Jahreszeit der Herbstnebel, die man auf dem Lande fast allabendlich aus dem Voden steigen sehen kann, während sie über den Großstädten oft bis lange in den Tag hinein den Blick der Sonne verhüllen. Es ist eine Thatsache, daß die Entwicklung der Städte die Häufigkeit und Stärke der Nebelbildung begünstigt, was daraus begreiflich wird, daß der Staubgehalt der Luft einen wesentlichen Einfluß darauf besitzt. So sind in Berlin während der letzten Jahrzehnte die Nebel entschieden häufiger geworden. Wer diese Er-scheinung recht studieren will, findet sein Ideal jedoch erst in London. Dort hat zwei Jahre lang eine regelrechte Be-obachtung der Nebel stattgefunden, wozu die zahlreichen Feuerwachen herangezogen wurden, außerdem noch verschiedene Polizeiwachen und Küstienwachen an der Themse-Mündung. Der Leiter dieser Unter-suchungen, Kapitän Carpenter, hat deren vorläufige Ergebnisse zu-sammengefaßt. Einer der wichtigsten Schlüsse ist die Feststellung eines Zusammenhangs der Dichte der Nebel mit dem Verkehr auf Straßen, Schienen, Flüssen oder der See. Demnach scheint der Rauch von starkförderlichem Einfluß auf die Nebelbildung zu sein, wie sich aus dessen Verteilung über London und seine Umgebung ergeben hat. Zwischen Nebel und geologischen Verhältnissen ist bisher keine Beziehung aufgefunden worden. Der Beginn eines Nebels kann nicht mit einer besonderen Derklichkeit zusammengebracht werden, sondern er entsteht durch einen Vorgang, der von allgemeinen Verhältnissen im Luft-meer abhängt. Daß sich außerhalb Londons Nebel bildete und nach der Großstadt hineingetrieben würde, ist nicht erwiesen, vielmehr sind

die Londoner Nebel vermutlich immer ein Erzeugnis der Niesensstadt selbst. Während dichter Nebel zieht die Luft von den äußeren nach den inneren Teilen der Stadt. Bei Temperaturen unter 4 1/2 Grad kommen schwere Nebel nicht vor, ebensowenig bei solchen, die mehr als 5 Grad unter dem normalen Mittel des Tages liegen. Die Beziehung der Nebelbildung zur Lufttemperatur wird überhaupt als die wichtigste bezeichnet. Die Londoner Nebelstudien werden mit besonderer Unterstützung des dortigen meteorologischen Instituts fortgesetzt werden. —

Theater.

Neues königliches Opernhaus. „Die Dorf- und Stadt-Musikanten“. Volksstück mit Gesang, Spiel und Tanz in drei Aufzügen von Heinrich Söhreth. — Es giebt zwar keine „deutsche- evangelische Volkschauspiele“, wohl aber einen Verein zur Förderung derselben unter hohem Protektorat. Daß der Verein, nachdem er in den ersten Jahren die Deberentischen Reformatoren-Festspiele, den „Gustav Adolf“ und den „Luther“ aufgeführt, um überhaupt etwas zu bringen, zu Söhreths „Dorf- und Stadt-Musikanten“ greifen mußte, ist die blühendste Kritik seines Programms. Der „evangelische“ Geist des Stückes reduziert sich ungefähr darauf, daß die Musikanten, die im zweiten Akt so vernünftig zur Kirche blasen, im dritten, als der Paule sein Ehebärbele zurückgewonnen, ein frommes Lied intonieren, das alle Dorfleute mitsingen. Verschiederener kann man in seinen christlichen Ansprüchen nicht sein. Und um die Kunst steht es noch schlimmer als um das „Evangelische“. Vielleicht, daß die Erzählung Heinrich Schläumbergers in den Thüringer Geschichten, woher Herr Söhreth den Stoff entnommen, etwas frisches, volkstümlich Poetisches hat, aber in der Dramatisierung läßt sich davon nichts spüren. Charakteristik, Dialog, Handlung sind unbeholfen primitiv, im Oberflächlichsten stecken geblieben. Zum Glücke reden die Personen wenigstens nicht allzuviel. Man vergißt sie, so gut es geht, über den Kostümen, dem Gesang, Spiel und Tanz die ein äußeres Bild altthüringischer Bauernsitten aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geben sollen.

Stimmungsvoll sind in dem ersten Akt die Lieder der Musikanten, die in der Neujahrswoche zum Abgesang von Hof zu Hof ziehen, bunt und lustig sieht sich das Treiben auf der Kirche an. Das Ehebärbele zürnt ihrem Schwag, weil er, der reiche Bauernsohn, ihr und ihrem Vater zum Troste von seinem „Letzterhorn“ nicht lassen will und nun gar, wie die andren, die es um Bezahlung thun, unter der Linde zum Tanze aufspielt. Doch just wie der Froh aus Grumbach ihr die Hand zum Ländler bietet, als der Paule schon fürchtet, er habe sein Mädel verloren, stimmt er mit der Trompete die Volksliedweise an, mit der er sich einst in ihr Herz geklopft hat, und das Bärbele fliegt ihm in die Arme. Im letzten Akte, dem schwächsten, weil in ihm am meisten gesprochen wird, ward auch der Vater umgestimmt. Und der Paule bekommt das Bärbele, und darf weiterspielen, was und wie und wo er will auf seinem Letzterhorn.

Die Massen-scenen waren glänzend inscenirt, an dreihundert Personen wirkten mit. Temperamentvoll gab Herr Stagemann vom Schauspielhaus den jungen Bauernburschen. Alle übrigen Rollen wurden von Vereinsmitgliedern dargestellt. Der Beifall war begeistert, grenzenlos. —

Medizinisches.

ss. Ursachen und Behandlung des Rheumatismus hat Dr. Bénére vor der Pariser Academie der Wissenschaften erörtert. Die Untersuchungen von Bouehard hatten gezeigt, daß der gewöhnliche gesunde Harn Gifte enthält, deren Gehalt sich unter krankhaften Verhältnissen noch steigert. Diese Gifte werden ohne Gefahr für den Körper durch die Einwirkung der Hautzellen beseitigt, mit denen die Harnwege ausgekleidet sind. Diese Hautzellen bilden zwar einen nur dünnen Darm gegen diese Gefahr, aber genügen doch zur Auffangung der giftigen Stoffe. Ist diese Schutzlage aber irgendwie verletzt, so geraten die Gifte in den allgemeinen Säftekreislauf des Körpers, und dieser Vorgang erzeugt nach der Ansicht von Dr. Bénére den Rheumatismus. Die hauptsächlichsten Anlässe für die Erzeugung dieser Verletzungen, die als Ursache des Rheumatismus zu betrachten sind, können Verdauungsstörungen im Gefolge von Erkältungen sein, ferner die Reibung durch abgehende Steine, der Durchgang giftiger Stoffe durch den Harnleiter, Verwundungen der umgebenden Gewebe, die Ausübung von Druck oder Zug durch die Eingeweide oder die benachbarten Muskeln. Die Abschuppung jener Schutzhaut, die einem Anfall von Rheumatismus vorausgeht, äußert sich in einer starken Färbung des Harns. Die Behandlung des Rheumatismus muß nunmehr darauf bedacht sein, die beschädigten Hautzellen zu heilen oder wieder zu ersetzen, was durch Ausspülungen mit gewissen keimtötenden Stoffen oder den allgemeinen Gesundheitszustand gebraucht werden können. Bénére empfiehlt zu diesem Zweck eine Mischung aus verschiedenen Säuren, zu denen namentlich der Kiebitzenbalsam gehört. —

Aus der Pflanzenwelt.

— Der orientalische Knöterich. Hermann Holm schreibt in der Wochenschrift „Mercur“ (Altona-Dittensen. Chr. Wolff): Eine stattliche Pflanze, für die sich im Garten mancherlei Verwendung finden läßt, ist der orientalische Knöterich, Polygonum

orientale. Die Pflanze ist einjährig, erreicht eine Höhe von einem Meter und blüht vom Juli bis in den Herbst. Die Pflanze baut sich elegant auf, so daß sie als Solitärpflanze wie geschaffen ist. Die lockeren, traubigen Blütenstände stehen über dem Laube und sind recht lieblich anzuschauen. In der Gärtnerei von Haage u. Schmidt in Erfurt sah ich zwei Formen dieser Pflanze in schönster Blüte. Es waren Polygonum orientale album mit weißen und Polygonum orientale carnea mit fleischfarbenen Blütentrauben. Beide Formen standen frei, so daß sie sich nach allen Seiten gleichmäßig ausbilden konnten. Es waren stattliche Einzelpflanzen von etwa 1 Meter Höhe. Dieser Knöterich eignet sich jedoch nicht nur als Einzelpflanze auf dem Rasen, sondern er kann auch mit Vorteil vor den Gehölzgruppen oder am Rande derselben verwendet werden. Auch eine schöne Unterpflanze muß dieser Knöterich abgeben. In größeren Gärten lassen sich durch Gruppen von dieser Pflanze recht wirkungsvolle Effekte schaffen. Der Boden muß nahrhaft und kräftig sein, soll sich die Pflanze zu ihrer vollen Schönheit entfalten. Die Anzucht erfolgt durch Samen, der im Frühjahr an Ort und Stelle ausgelegt wird. Natürlich kann auch Ausaat im Topfe oder auf dem Saatbeet erfolgen, von wo die Pflanzen dann später ausgepflanzt werden. Oft pflanzt sich dieser Knöterich durch eigene Ausaat von selbst fort. Da die Pflanze einjährig ist, kann ihre Verbreitung jedoch nie so lästig werden, wie es bei manchen ständigen Knötericharten der Fall ist. —

Meteorologisches.

k. Ein starkes Nordlicht. Aus New York wird englischen Blättern über merkwürdige Naturphänomene, die im Zusammenhang mit den allgemeinen elektrischen Störungen zu stehen scheinen, berichtet: Starke Nordlichtstrahlen leuchteten am Sonnabend in New York zwischen zwei und vier Uhr morgens auf; sie entfalteten blendende Lichter und Farben, und sie störten die Telegraphen- und Telephonverbindung in den ganzen Vereinigten Staaten. Vor Tagesanbruch erlosch das Nordlicht, aber eine seltsame Bewegung, die sich der Drähte bemächtigt hatte, kam erst nach vielen Stunden zur Ruhe. Die Erscheinung des Nordlichts war die stärkste, die seit dem Jahre 1882 dort gesehen worden ist. Leuchtende Strahlen stiegen vom Horizont auf und verwandelten sich oben in glühendes Gelb, Rot, Grün und Weiß, die sich allmählich abtönten und mischten, wie das Schlußstück eines Feuerwerks. Es war ein grandioser Anblick. Einige, die nur eine Glut sahen, glaubten in der That, daß irgendwo ein großer Brand wüthete. Das Tönen vieler Glocken verstärkte noch diesen Eindruck, da die Telephon-signale fast überall klingelten, bevor der Dienst zu einem wirklichen Stillstand kam. Menschen, die für den Einfluß von Electricität empfindlich sind, fühlten deutlich die Wirkung. Noch nie zuvor waren die Drähte in solchem Maße von einem magnetischen Sturm beeinträchtigt worden. Die Kabel nach Europa waren von zwei bis sechs Uhr morgens unterbrochen, und um Mittagzeit waren noch Störungen in der Telegraphenverbindung von Gebäuden zu bemerken. —

Humoristisches.

— Auf der Sekundärbahn. Lokomotivführer: „Weißt, wann wir erst mit die elektrische 200-Kilometer-Geschwindigkeit vorbeisaufe, nacha mußt fix sein, wann d' 's Maßkrüggle nauflangst!“ —

— Ruhig Blut! Salo und Löh sitzen beim Kartenspiel zusammen. Nachdem sie eine Weile ganz eintönig gespielt, springt Löh auf und schreit wüthend: „Salo, was fällt der ein, Salo, Du spielst falsch!“ —

Darauf jener: „Ich waiß!“ —

— Frührot. Besücher (zum Hausheern): „Ihr Junge hat ganz genau dieselbe Nase wie Sie!“ —

Der Kleine Willi (einwerfend): „Ja, Papa, ich bin auch schon auf der Straße gefragt worden, ob wir leere Weinflaschen zu verkaufen haben?“ — (Lustige Blätter“.)

Notizen.

— Im Schauspielhause geht am Sonnabend anstatt Hebbels „Herodes und Mariamme“ desselben Dichters Drama „Agnes Bernauer“ in Scene. —

— In dem neuen Wildenbruchschen Stück „Der unsterbliche Felix“ (Reising-Theater) wird Georg Engels die Titelrolle spielen. —

— Felix Mottl ist zum General-Musikdirektor an der Münchener Hofoper ernannt worden. —

— In der von der Leipziger Verlags-Handlung E. A. Seemann ausgeschriebenen Konkurrenz für Originalradierung und Holzschneit wurde der erste Preis Herrn Reifferscheid in München, der zweite H. Hofer in Rom, der dritte Marie Stein in Oldenburg, der vierte Martha Kunz in St. Gallen zuerkannt. —

— Zweieimächtige Mamutzähne sind bei Abbräumarbeiten im Kalksteinbruch des Neandertals gefunden worden. Die Zähne sind zwei Meter lang, haben an der Wurzel einen Durchmesser von 15 Centimetern und wiegen je zwei Centner; leider konnten sie nicht unversehrt zu Tage gefördert werden. —